

## **Jahresbericht des Superintendenten**

zur Herbstsynode am 6. November 2004

- gemäß Artikel 120 Abs. 1 KO -

Hohe Synode,

allein schon der Titel des Buches rief meine etwas verwunderte Aufmerksamkeit hervor: „Die Manieren und der Protestantismus – Annäherungen an ein weithin vergessenes Thema“. Die Veröffentlichung geht auf eine Tagung zurück, bei der sich der Rat der EKD und die leitenden Geistlichen der Gliedkirchen mit dem Thema „Manieren“ beschäftigt haben.

Das Thema – das muss man zugeben – hat Konjunktur. Die Deutschen studieren wieder Manieren-Fibeln und besuchen Etikette-Kurse, und in der Schule wird diskutiert, ob ein Benimm-Unterricht eingeführt werden soll. Und jetzt also der Protestantismus mal wieder auf der Höhe des Zeitgeistes?

Manche würden sich sicherlich wünschen, wenn ihr Pfarrer nicht in Jeans und Pullover zum Geburtstagsbesuch erscheinen würde, oder ihre Pfarrerin sich nicht schon mit den Konfis duzen würde.

Aber sollte es der EKD wirklich um ein paar äußerliche Verhaltensregeln gehen, die man lernen und einüben kann? Selbst wenn man zugesteht, dass äußere Formen zuweilen Sympathien schaffen oder kosten, Zugänge verbauen oder eröffnen können, wären solche Benimmratschläge nicht weit von den neuesten Empfehlungen des Tanzlehrerverbandes entfernt, der da verlauten ließ: „Spargel darf man neuerdings auch mit dem Messer schneiden“ und „der Smoking darf jetzt auch nachmittags getragen werden“. Doch darum kann es ja wohl nicht gehen. Was aber dann?

Hintergrund der EKD-Äußerung ist die mehrjährige intensive Beschäftigung mit dem Verhältnis von Protestantismus und Kultur. Dazu hatte der Rat der EKD 1999 ein Impulspapier veröffentlicht und 2002 nach einem

Konsultationsprozess eine Denkschrift verfasst. Zu den wichtigsten Ergebnissen dieses Prozesses gehört die Überzeugung, dass Kultur – aus evangelischer Perspektive betrachtet – ihre Bedeutung gerade darin entfaltet, „dass sie Verhältnisse wechselseitiger Wahrnehmung und Achtung ermöglicht“. „Kultur ist in ihrem Kern immer eine Kultur der Anerkennung, die Beheimatung im Eigenen und Wahrnehmung des Fremden miteinander verbindet“. Eine solche Kultur zeigt sich nicht nur im Außerordentlichen oder im Trivialen; sie zeigt sich auch in Gestalt einer „Kultur des Alltags“ (Trutz Rendtorff, Ethik) die sich in Umgangsformen – eben in Manieren – Ausdruck verschafft (vgl. zum Ganzen W. Huber: Manieren als Thema evangelischer Verständigung).

Wer es mit einer Neubestimmung des Verhältnisses von Protestantismus und Kultur ernst meint, kann also, so folgert Huber, dem Thema der Manieren gar nicht ausweichen, so überraschend oder sogar provozierend das zunächst auch klingen mag.

Als Kern der Manieren erweist sich eine Kultur der Achtsamkeit, ein Umgang miteinander, in dem sich die Liebe zum Nächsten wie zu sich selbst spiegelt. Paulus schreibt: „Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den anderen höher als sich selbst. Und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem anderen dient“ (Philipper 2, 3 f). Manieren können so als ein Mittel dienen, friedlich miteinander umzugehen. Friedensfördernd wirken sie in dieser Hinsicht nicht nur zwischen einzelnen, sondern auch zwischen Gruppen (a.a.O., S. 13)

Doch, auch wenn kaum zu leugnen ist, dass das Christentum – und hier im Besonderen der Protestantismus – im Laufe seiner Geschichte an kulturellen Entwicklungsprozessen entscheidenden Anteil gehabt hat, so gehören umgekehrt die Manieren gemäß einem gerade im Protestantismus verbreiteten Verständnis zum Bereich des äußerlichen Verhaltens. Sie stehen unter dem Vorbehalt bürgerlicher ‚sekundärer‘ Tugenden, die das ‚Eigentliche‘ des christlichen Glaubens und einer christlichen Lebenshaltung eher verdecken als zum Ausdruck bringen. Insofern lässt

sich im Blick auf die Manieren das Wort Jesu über den Sabbat in einer durchaus legitimen Weise abwandeln. Die Manieren sind um des Menschen willen da und nicht der Mensch um der Manieren willen. Dennoch: Jede Lebenshaltung bedarf einer Form und jede innere Überzeugung drängt auf eine äußere Gestalt. Und deshalb: „Wenn Formlosigkeit und Formenarmut als Kennzeichen des gegenwärtigen Protestantismus angesehen werden muss, dann kann dieses Kennzeichen nicht zu den Stärken des Protestantismus gezählt werden. Die verbreitete Warnung vor Äußerlichkeiten erscheint vielmehr – angesichts von deren offenkundigem Fehlen – eher als hohl und die Abwehr des bloßen Ritus klingt angesichts verbreiteten Mangels an Riten wenig überzeugend. Vielmehr bildet eine Balance zwischen Innen und Außen, zwischen Haltung und Form, zwischen Glauben und Ritus zu erreichen, eine große, keineswegs gelöste Aufgabe; denn auch die evangelische Freiheit verträgt sich mit Formen, ja, sie verlangt nach Formen“ (vgl. W. Huber a.a.O., S. 12 f).

Dies gilt im übrigen auch für das Gottesverhältnis. „Besonnen, gerecht und mit Achtung vor Gott zu leben“, darin sieht der Titusbrief den Kern der Manieren im Verhältnis des Einzelnen zu Gott (Titus 2, Vers 11 f). „Allein Gott die Ehre zu geben, auf sein Wort zu hören und die Gemeinschaft mit ihm zu feiern, diese Grundhaltung des Glaubens ist nicht formlos und deshalb nicht ohne Manieren“ (a.a.O., S.13).

Es hat deshalb einen guten Sinn, wenn man mit dem französischen Moralisten Joseph Joubert die Liturgie als die eigentliche Schule der Manieren bezeichnet. (Asfa-Wossen Asserate a.a.O., Seite 34). Daraus leitet sich die These ab, dass im christlichen Gottesdienst die Sakramente ein besonders „wichtiges Bewährungsfeld der Manieren“ sind. Die Feier von Taufe und Abendmahl sollte von sakramentaler Achtsamkeit geprägt sein: „Die verbreitete Meinung, aus der Ablehnung der Vorstellung von einer Wandlung der Elemente von Brot und Wein im Abendmahl lasse sich ein nachlässiger Umgang mit diesen Elementen ableiten, ist keineswegs plausibel, sondern eher ein Ausdruck von Formlosigkeit auch im innersten Kern des Gottesdienstes“ (a. a.O., S. 14).

Für Huber gehört zu den ersten Folgerungen aus der Beschäftigung mit dem Thema: „Nicht nur der Inhalt des Glaubens, sondern auch die Sprache der Frömmigkeit und die Gestalt des Gottesdienstes bedürfen der Weitergabe. Nicht nur das Gebot der Nächstenliebe, sondern auch seine Praxis muss vermittelt werden. Die Formensprache des Glaubens wie der Nächstenliebe weiterzugeben gehört zum Bildungsauftrag der Kirche“ (a.a.O., S. 16).

So verstanden verliert das Thema „Manieren“ seinen Zeitgeistbeigeschmack und kann zu einem wichtigen Feld kirchlicher Bildungsarbeit werden.

Ich will diesen Abschnitt aber nicht beenden, ohne Sie auf die Kopie eines Reliefs am Fuß der Kanzel im Dom in Halle an der Saale zu verweisen. Dort sind Engelsfiguren dargestellt, die sich wenig engelhaft verhalten. Sie prügeln sich, was ja nur beweist, dass es auch denen, denen man eine besondere Gottesnähe nachsagt, an Manieren fehlen kann. Alle, selbst die Engel, sind darauf angewiesen, dass Gott seine Nähe und seine Liebe täglich neu schenkt, damit wir mit unseren Bemühungen unseren

Beitrag zu einer Kultur des Alltags im Licht des Evangeliums leisten können.

Darum haben wir uns auf vielfältige Weise bemüht, sei es in den – meist unspektakulären Zusammenkünften der Gruppen und Kreise, sei es in der nicht immer leichten Arbeit mit den Konfirmandinnen und Konfirmanden oder sei es in dem breiten Angebot an gottesdienstlichen Festen und Feiern. Immer geht es darum, dem Evangelium Raum zu verschaffen unter uns, damit es Menschen trösten und stärken kann und sie Orientierung finden für ihr Leben.

Gott sei Dank wird dieser Dienst nicht nur von den hauptamtlich oder nebenamtlich Beschäftigten geleistet. Vielmehr können wir sehr froh darüber sein, dass nach wie vor viele Menschen bereit sind, sich für gemeindliche Belange ehrenamtlich zu engagieren und Kraft und Zeit zu investieren.

Ihnen gilt auch heute mein besonderer Dank.

Sie sind der Schatz der Gemeinden, den es zu hegen und zu heben gilt, damit Gottes Geist unter uns lebendig werden kann.

Daneben möchte ich heute einmal den Kolleginnen und Kollegen im Pfarramt ein Wort des Dankes sagen. Das kommt oft zu kurz. Wir haben keine sehr ausgeprägte Kultur der Anerkennung. Manches wird allzu selbstverständlich angenommen. Natürlich gibt es immer auch die andere Seite: Dass Menschen enttäuscht worden sind, dass Dinge versäumt worden sind. Dennoch: Ich kenne keinen Pfarrer / keine Pfarrerin, der / die strikt auf eine 40 Stunden Woche bestehen würde. Der Einsatz ist in der Regel hoch, zumal die Arbeitszeiten alles andere als familienfreundlich sind und man immer noch unter dem Diktat steht, jederzeit und 24 Stunden am Tag zur Verfügung stehen zu sollen.

Es hat in den letzten Jahren vielfältige Veränderungen im Berufsbild gegeben, die von vielen als zusätzliche Belastungen erlebt werden.

Zehn-Jahres-Gespräche wurden eingeführt, die den Dienst würdigen sollen und doch mit so einer Art Bestätigung der Wahl in die Pfarrstelle verbunden sind; es wurde über das Pfarrbild diskutiert und welche Kom-

petenzen eine Pfarrerin / ein Pfarrer vorzuweisen haben sollte; Gesamtkonzeptionen gemeindlicher Aufgaben sollen erstellt werden, die wiederum wesentlich mit dem Anforderungsprofil an die Pfarrerinnen und Pfarrer verbunden sind; und nicht zuletzt: Es waren zusätzliche finanzielle Belastungen hinzunehmen, und dies nicht nur einmal.

Da kann es schon passieren, dass der Eine oder die Andere den Eindruck bekommt, dass es mit der Wertschätzung für Arbeit nicht weit her ist. Und das drückt ungemein.

Es mag ja theologisch richtig sein, wenn es in Lukas 17, Vers 10 heißt: „Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte“. Doch sollte uns das nicht den Blick dafür verstellen, was unter diesem theologischen Vorbehalt von den Pfarrerinnen und Pfarrern an wertvoller Arbeit eingebracht wird. Ich möchte dafür heute ausdrücklich Dank sagen.

Auch durch ihre Arbeit leistet die Evangelische Kirche nach wie vor einen wesentlichen Beitrag zu einer „Kultur des Alltags“, von der Trutz Rendtorff spricht.

Dies zeigt sich dann auch in den vielfältigen Bemühungen, über die in diesem Jahr zu berichten ist.

- Kopftuchstreit

Ich will beginnen mit einem Blick auf den sogenannten Kopftuchstreit. Der ist vielfältig diskutiert worden; kontrovers auch unter Kirchenleuten. Hauptfrage scheint nach wie vor zu sein, ob denn das Kopftuch wirklich ein religiöses Symbol ist oder aber als politische Demonstration getragen wird und evtl. gar als Zeichen für die Unterdrückung der Frau verstanden werden muss.

Wir hatten am 11. Juni 2004 eine Veranstaltung zum Kopftuchstreit im Dietrich-Bonhoeffer-Haus. Ich hatte mir erhofft, dass eine solche Veranstaltung dazu beitragen könnte, die theologischen Implikationen, die mit

diesem Streit verbunden sind, zu erörtern. Doch dazu kam es nicht, weil an diesem Abend ca. zwanzig sehr modebewusst gekleidete und geschminkte junge Frauen den Raum nach Beginn der Veranstaltung betraten und uns im Laufe der Diskussion deutlich machten, dass für sie das Kopftuch Ausdruck ihres Fremdseins in der neuen Heimat ist oder umgekehrt gesagt: Ausdruck ihrer Identität in einem fremd gebliebenen Land ist, jenseits von Religion oder politischer Demonstration.

Mich hat die Diskussion darin bestärkt, dass mit gesetzlichen Regelungen das dahinter steckende Problem auf keinen Fall zu lösen sein wird. Und inzwischen zeigt sich durch ein Urteil des Bundesverwaltungsgerichts, dass das, was Baden-Württemberg angezettelt hat, zum Bumerang werden könnte. Wird das Kopftuch als religiöses Symbol identifiziert, dann müssen nach dem Neutralitätsgebot des Staates auch die anderen – also auch die christlichen Symbole – behandelt werden wie das Kopftuch. Plötzlich steht das Kopftuch auf der gleichen Stufe wie das Kreuz. Das haben die Initiatoren des Kopftuchverbots gerade nicht gewollt. Dennoch könnte es passieren, dass der Streit um das Kopftuch unser Land auf den Weg in den Laizismus bringt, der nur die passive Religionsfreiheit kennt und garantiert, aber die Geschichte dieses Landes mit seinem anderen Verständnis von Religionsfreiheit völlig ignoriert.

Der Abend im Dietrich-Bonhoeffer-Haus hat gezeigt, wie groß die Sprachlosigkeit zwischen den Kulturen ist und wie groß die Aufgabe sich darstellt, hier gegenzusteuern und um Verständnis zu werben. Das allerdings muss man dann auch von denen, die in unser Land kommen, erwarten dürfen. Nicht nur wir wissen zu wenig von den kulturellen Hintergründen und der islamischen Religion, auch die, die zu uns kommen, wissen zu wenig von dem, was uns ausmacht, von unserer Geschichte, von unserem Glauben. Wir haben hier eine Bringschuld, dass wir – nicht in falscher missionarischer Absicht – zu unserem Glauben stehen und von unserem Glauben reden. Nur so kann es zu einem Dialog kommen, den viele fordern, aber nur wenige praktizieren.

Ich wünsche mir, dass wir uns im kommenden Jahr mit den theologischen Implikationen, die mit dem Kopftuch verbunden sind, auseinandersetzen, also der Frage nach den religiösen Symbolen und deren Bedeutung, gerade auch für eine säkulare Öffentlichkeit, nachgehen. Dies ist allemal ein gewichtiger Beitrag zu einer Kultur des Alltags.

- Hospiz

Ein solcher Beitrag ist auch in einer anderen Frage von uns gefordert. Der medizinische Fortschritt hat zweifellos ungeheure Möglichkeiten eröffnet, aber auch neue ethische Fragen aufgeworfen. Wann beginnt das Leben und wann und wie ist es zu schützen? Die Grenzen verschwimmen.

Spiegelbildlich gilt dies auch für das Ende des Lebens. Was ist bei einem sterbenskranken Menschen medizinisch nicht nur technisch möglich, sondern vielmehr menschlich geboten? Wann darf, wann muss sich die Medizin um der Menschlichkeit willen begrenzen?

Wie weit die Dinge verkommen sind, zeigt ein Zeitungsbericht aus der „Allgemeinen Zeitung“ (11.08.2004), der von einem Sterbetourismus in die Schweiz berichtet. Im Jahr 2003 ließen sich schätzungsweise 260 Menschen beim Sterben helfen. „Früher sei es tatsächlich nur um Sterbehilfe am Ende des Lebens gegangen“ – so der Züricher Staatsanwalt Andreas Brunner – „heute sind das zum Teil auch Leute, die noch Monate, Jahre oder vielleicht gar Jahrzehnte leben könnten“. Von Sterbebegleitung kann keine Rede sein, denn „es hat keinen gegeben, der mehr als einmal übernachtet hat“. Fazit des Staatsanwalts: Dieser „Express-Tod“ sei „höchst unwürdig“.

Sollen hier nicht auch noch die letzten Dämme brechen, haben wir immer wieder darauf zu verweisen, dass das Sterben zum Leben dazu gehört und wir Gottes Geschöpfe sind, der uns das Leben anvertraut, damit wir es leben.

Darum ist es so wichtig, dass wir Menschen helfen, in Würde sterben zu können. Dem hat sich die christliche Hospizbewegung verschrieben, die in Bad Kreuznach nunmehr sowohl über einen ambulanten Zweig, der von der Kirchlichen Altenhilfe und vom Caritas-Verband gemeinsam getragen wird, als auch seit Februar 2004 mit dem Eugenie Michels Hospiz über eine stationäre Einrichtung verfügt, die von der kreuznacher diakonie verantwortet wird.

Wir hatten mit dem Pfarrkonvent Gelegenheit, das neue Haus zu besuchen und uns über die Konzeption dieses Hospiz informieren zu lassen. Beide Einrichtungen bieten eine überzeugende Alternative zur sogenannten aktiven Sterbehilfe. Menschen werden auf ihrem letzten Weg liebevoll begleitet. Sie werden als einzigartige Geschöpfe Gottes ernst genommen, in ihrer Freiheit respektiert und in ihrem Recht auf Selbstbestimmung unterstützt. Hier wird dem Leben gedient und die Hoffnung genährt, dass der Tod uns nicht trennen kann von Gottes Liebe.

Gerade in dem Zusammenspiel von ambulanter und stationärer Hospizarbeit leisten wir einen unverzichtbaren Beitrag für eine menschliche Gesellschaft und mithin für eine Kultur des Alltags.

- Hartz IV

An dieser Kultur scheint es allerdings in der Auseinandersetzung um die von der Regierung geplanten und mit der Opposition beschlossenen Sozialreform unter dem Begriff Hartz IV zu mangeln. Politisches Ränkepiel und interessegeleitetes Taktieren machen es schwer, Kurs zu halten und sich vor Instrumentalisierung der einen oder anderen Seite zu bewahren. Die kirchlichen Stellungnahmen zu dem Reformvorhaben erschienen lange sehr verhalten, ja fast zögerlich. Seit dem 19. Juli nun liegen die entsprechenden Fragebogen für die Betroffenen auf dem Tisch. Das, was viele zu erwarten haben, nimmt Gestalt an. Die Kirche und ihre Diakonie stehen zweifellos in der Pflicht, den Reformprozess

kritisch zu begleiten an der Seite derer, die nunmehr sich der Prozedur des Ausfüllens eines solchen Fragebogens – mit allem, was das auch für das eigene Selbstverständnis und Selbstbewusstsein bedeutet – stellen mussten und müssen.

Der Leiter unseres Diakonischen Werkes, Herr Acker, hat schon bei einem Pfarrkonvent, bei dem wir uns über die Inhalte von Hartz IV haben informieren lassen, darauf verwiesen, dass das Diakonische Werk vor ganz neuen Herausforderungen steht im Bereich der Sozialberatung, aber auch im Bereich der Schuldnerberatung. Die Mitarbeitenden dort werden sich einzustellen haben auf die neuen Gegebenheiten.

Einen größeren Druck auf die sozialen Einrichtungen erwartet auch der Landrat unseres Kreises, wenn denn die Vermittlung eines Jobs davon abhängig gemacht wird, dass vorher soziale Hindernisse, wie z. B. die Schuldenlast, geregelt sein müssen.

Wir werden die Situation sehr aufmerksam beobachten. Natürlich sind wir bereit, unseren Beitrag zu leisten, so gut wir das können. Allerdings werden wir keinesfalls zusätzliche finanzielle Mittel aufbringen können, weil die einfach nicht vorhanden sind.

Manches, was jetzt befürchtet oder erhofft wird, wird erst die Praxis zurecht rücken. Dennoch bleiben für mich im Zusammenhang mit Hartz IV vor allem zwei Fragen:

Zum Einen: Stimmt die Balance in diesem Land noch? Oder anders gefragt: Wie weit dürfen sich die sozialen Koordinaten in diesem Land verschieben, ohne dass es zu Brüchen und noch größeren Gefährdungen für das Ganze kommt? Tatsache ist, die Armut in unserem Land verschärft sich. Die Zahl der Suppenküchen und der Kleiderkammern in den Gemeinden wächst. Die gesellschaftliche Spaltung zwischen Arm und Reich wird größer. Es gibt mehr Reiche, und es gibt sehr viel mehr von Armut bedrohte Menschen.

Es stimmt einfach etwas nicht in diesem Lande, wenn auf der einen Seite der Spitzensteuersatz abgesenkt wird und auf der anderen Seite Leistungen immer weiter gestrichen werden.

Es stimmt etwas nicht in diesem Lande, wenn auf der einen Seite die Vorstände großer Konzerne sich standhaft weigern, ihre Einkommensverhältnisse offen zu legen und auf der anderen Seite ältere Arbeitslose den letzten Cent ihres Lebensversicherungsbetrages offen legen müssen. In der Sache mögen die Dinge nichts miteinander zu tun haben, aber sie sagen etwas über die Verhältnisse im Land aus. Die entscheidende Frage lautet, ob sich diese Gesellschaft insgesamt noch in einem Gleichgewicht befindet, in einer Balance des sozialen Friedens.

Der Saarländische Wirtschaftsminister, Hans-Peter Georgi, (ich zitiere hier den epd vom 11.10.2004) hat den beiden großen Kirchen vorgeworfen, „soziale Gerechtigkeit zu lange mit Egalitarismus verwechselt zu haben. Soziale Gerechtigkeit sei mittlerweile ein Kampfbegriff. Er glaube, dass eine an der Vorstellung von sozialer Gerechtigkeit orientierte Politik Kreativität und Eigenverantwortung einer Gesellschaft abtöte und auf lange Sicht ökonomisch unfrei mache.“ (epd West Nr. 197, S. 3). Hier fragt man sich nun doch, wie weit sich die Koordinaten schon verschoben haben. Wenn soziale Gerechtigkeit als Kampfbegriff diffamiert wird, dann muss es einem um die soziale Gerechtigkeit angst und bange werden.

Wir werden darauf insistieren, dass eine Gesellschaft nach christlichem Verständnis nur Zukunft hat, wenn sie umfassend für soziale Gerechtigkeit Sorge trägt, und zwar soziale Gerechtigkeit nicht nur als Verteilungsgerechtigkeit, sondern genauso als Beteiligungs- und Befähigungsgerechtigkeit, und im Besonderen als Generationengerechtigkeit. Erst alle Aspekte zusammen ergeben das, was mit sozialer Gerechtigkeit gemeint und einzufordern ist. Georgi bringt dagegen die soziale Gerechtigkeit in einen Gegensatz zur Eigenverantwortung, wo doch – bei Licht besehen – gerade das eine aus dem andern erwächst.

Eine zweite Frage in diesem Zusammenhang will ich anschließen: Das Ziel der Reform Hartz IV ist, zu fordern und zu fördern, mithin mehr Menschen in Lohn und Brot zu bringen. Dahinter steht eindeutig ein

Begriff von Arbeit, der sich ausschließlich und allein an der Erwerbsarbeit orientiert. Aber hier genau habe ich meine Zweifel. Woher sollen denn die bezahlten Arbeitsplätze kommen? Selbst wenn man Hunderttausende von 1-Euro-Jobs schaffen würde, wäre das ja nur bestenfalls eine Zwischenlösung. Noch scheint vorausgesetzt zu werden, dass es nur eines etwas stärkeren Wirtschaftswachstums bedürfe, damit neue Arbeitsplätze entstehen. Die Vergangenheit lehrt das nicht. Ich habe vielmehr den Eindruck, dass der Erwerbsarbeit die Arbeit ausgeht.

Wenn mein Eindruck nicht ganz falsch ist, werden wir in Zukunft Arbeit neu definieren müssen, eben nicht mehr nur von der Erwerbsarbeit her. Es ist ja nicht so, dass nicht genügend Arbeit in dieser Gesellschaft vorhanden wäre, nur, sie wird so nicht mehr finanzierbar sein und Menschen werden sich nicht mehr so über die Erwerbsarbeit definieren können. Hier sehe ich eine große Aufgabe auch und gerade unserer Kirche, dass wir deutlich machen, dass der Mensch von Gott wertgeachtet ist jenseits einer bezahlten Arbeit, dass es sinnvolle, gemeinschaftsdienliche Arbeit auch außerhalb eines bezahlten Jobs gibt. Bisher sind wir einer anderen Philosophie gefolgt. Heute muss sich rechtfertigen, wer keiner Erwerbsarbeit nachgeht, sondern „nur“ ehrenamtlich arbeitet. Ich würde mir von meiner Kirche wünschen, dass sie auf diesem Feld Diskussionen anstößt und so in meinen Augen notwendige Entwicklungen einleitet.

Wir werden abzuwarten haben, was aus der Reform mit dem Namen Hartz IV werden wird. Aus Gesprächen mit Menschen, die betroffen sein werden, weiß ich, dass die Angst groß ist und die Unsicherheit auch. Ich hoffe, dass es uns in den Gemeinden gelingen wird, aufmerksam und sensibel zu sein; dass wir Foren schaffen, wo betroffene Menschen mit ihren Sorgen vorkommen, damit sie sich nicht alleine gelassen fühlen in ihrer Angst. Sicherlich werden wir nicht ersetzen können, was Hartz IV nimmt, aber wir werden erinnern und darauf bestehen und dafür Raum schaffen, dass der Mensch mehr ist als seine Arbeit und mehr als der

Lohn, den er empfängt. Hoffentlich finden die Menschen in unseren Gemeinden einen solchen Raum der Geborgenheit und der Fürsprache. Der Beauftragte der EKD bei der Bundesregierung sagt es so: „Die Kirche muss die Räume öffnen für die Klage und den Betroffenen die Möglichkeit geben, die Bedrohung zu artikulieren.“ (Stefan Reimers, Interview in der „Berliner Morgenpost“). Auch dies wäre ein wesentlicher Beitrag zu einer Kultur des Alltags.

- Partnerschaft Rwanda

Zu unserem Alltag gehört seit nunmehr mehr als 15 Jahren auch die Partnerschaft mit der Synodalregion Rubengera der EPR in Rwanda. Diese Partnerschaft hat sich bewährt. Sie ermöglicht den Blick über den Zaun, wo die Dinge so anders sind. Die Gemeinden dort wachsen; die Kirchengebäude werden zu klein; der Reichtum an Menschen ist groß; die Armut himmelschreiend.

Unser Besuch in Rwanda fand exakt zehn Jahre nach dem Völkermord statt. Der war kein plötzlicher Ausbruch, „keine Stammesfehde afrikanischer Wilder gewesen“. (Alison Des Forges: Kein Zeuge darf überleben – Der Genozid in Rwanda, Hamburg 2002).

Ganz im Gegenteil: „Der Völkermord war das Ergebnis einer bewussten Entscheidung, getroffen von einer modernen Elite, die sich durch Verbreitung von Hass und Angst den Machterhalt zu sichern suchte“ (a. a.O.). In nur 13 Wochen wurden fast  $\frac{3}{4}$  aller Tutsis Rwandas, insgesamt mehr als 800.000 Menschen, umgebracht – mit Macheten, Knüppeln, Hämmern, Gewehren und Sprengstoff. Und dies unter den Augen der Weltöffentlichkeit, die das Töten nicht verhindern wollte.

Klamme Gefühle begleiten uns, als wir uns aufmachen, unsere Partner zu besuchen. Mein erster Eindruck: Es sieht alles so aus wie beim ersten Besuch 1990. Die vielen Menschen, die armseligen Hütten, die schöne

Landschaft, der Staub und der Dreck. Alles wie gehabt. Dennoch: Es kann nichts so sein, wie es einmal war. Du bist im Land des Genozid. Jeder Unbekannte ein potenzieller Mörder?

Die Begegnung mit unseren Freundinnen und Freunden vermittelt Wärme, Nähe, Freundlichkeit und auch Freundschaft. Dieses Land will leben, und die Menschen wissen: Man muss zusammen leben, allem Misstrauen und Hass zum Trotz. Mörder und Opfer begegnen sich. Sie wohnen nebeneinander.

Über den Genozid wird wenig gesprochen. Ist es wieder das „Spiel“ von damals bei unserem ersten Besuch, als wir auf die Frage nach dem Verhältnis von Hutus und Tutsis keine Antwort bekamen oder verharmlosend, abwehrend gesagt wurde, das sei kein Problem, obwohl auch damals schon die Scharfmacher in der Regierung hetzten?

Aber vielleicht ist es auch noch zu früh. Es sind ja erst zehn Jahre seither vergangen und wir haben schließlich vierzig, fünfzig Jahre gebraucht.

Wir werden gebraucht. Unsere Hilfe wird gebraucht. Menschen setzen ihre Hoffnung darauf. Unser Schulprojekt ist ein voller Erfolg. 45 Schülerinnen und Schüler aus allen Gemeinden der Region könnten ohne diese Hilfe keine Schule besuchen. Mit diesem Programm eröffnet sich Zukunft für sie.

Was wird noch gebraucht? Kirchendächer werden gebraucht. Ja – Kirchendächer, weil Kirchen Identifikationspunkte sind, Orte des Trostes und der Stärkung, Heimat in schwieriger Zeit.

Die Gemeinden befinden sich im Aufbruch. Neue Gemeindeglieder kommen hinzu. Die alten Kirchen sind zu klein geworden. Mühsam werden teilweise die Steine für die neue Kirche selbst gebrannt. Doch für die Dächer fehlt das Geld. Also Kirchendächer vor allem anderen und trotz der himmelschreienden Armut und sichtbarer Mangelernährung der Kinder. Das bestätigen uns Gemeindeglieder genauso wie die Verantwortlichen in den Gemeinden und der Kirchenpräsident auch.

Bildung ist das große Stichwort. Bildung gegen den Hass und die Verführbarkeit zur Gewalt. Da kommt das Begegnungszentrum, das wir we-

sentlich finanziert haben und jetzt bei unserem Besuch eingeweiht wurde, gerade recht. Ubucuti – Haus der Freundschaft, so haben sie es genannt. Und wir hoffen mit unseren rwandischen Partnern, dass es den Zweck erfüllt, wofür es gebaut worden ist und Menschen einander begegnen, voneinander lernen und füreinander einstehen können.

- Aus dem Kirchenkreis

Neben den eher großen Themen, die für unsere Arbeit nicht ohne Auswirkungen geblieben sind und bleiben können, hat es natürlich eine ganze Reihe lokaler Ereignisse gegeben, die dennoch für das kirchliche Leben hier an der Nahe und am Glan von Bedeutung sind. Ich will einige nennen:

#### **- *Presbyteriumswahlen***

Wir haben keine gesonderte Auswertung zur Presbyteriumswahl am 15. Februar für unseren Kirchenkreis vorgenommen, können also nur auf das Zahlenmaterial zurück greifen, das vom Statistischen Amt der Landeskirche vorgelegt worden ist. Einige bedenkliche Trends haben sich danach leider im Februar fortgesetzt; neben der geringen Wahlbeteiligung von nur noch 10,4 % im Durchschnitt muss hier darauf hingewiesen werden, dass es in immer weniger Gemeinden überhaupt zu einer Wahl gekommen ist. Bei uns fanden Wahlen nur noch in 13 von 32 Gemeinden statt. Selbst wenn man berücksichtigt, dass in einer dörflichen Situation besondere Bedingungen gelten, muss man sich schon – wenn landesweit nur noch in gut der Hälfte aller Wahlbezirke überhaupt gewählt wird – fragen, was dies für eine presbyterial-synodal verfasste Kirche, aber auch für die Legitimation der so gebildeten Gremien bedeutet, und schließlich, warum es uns nicht gelingt, mehr Menschen aktiv zu beteiligen. Jedenfalls ist festzustellen, dass die Herabsetzung der Amtszeit von 8 auf 4 Jahre nicht dazu beigetragen hat, dass mehr Frauen und Männer sich zu einer Kandidatur bereit erklärt haben. Das Gegenteil ist der Fall. Anläss-

lich dieser Wahl wurden rund 5.800 Gemeindeglieder für das Presbyteramt vorgeschlagen, das waren 6,3 % weniger als im Jahr 2000. In 2000 wiederum betrug der Rückgang ebenfalls 6 % gegenüber 1996. In einem Anflug von Böswilligkeit könnte man unterstellen, dass es dem einen oder anderen Presbyterium gar nicht so unlieb ist, wenn man sich den nicht geringen Aufwand der Durchführung einer Wahl ersparen kann, indem immer nur so viel Kandidatinnen und Kandidaten wie zu besetzende Plätze zur Verfügung stehen.

Doch das Amt einer Presbyterin / eines Presbyters in unserer Kirche und die Ausgestaltung dieses Amtes als geistliche Leitung der Gemeinde gehört zu den Grundfesten im Aufbau unserer Kirche. Deshalb stimmen diese Trends bedenklich.

Nichts desto trotz freuen wir uns über die Frauen und Männer, die sich neu in die Pflicht für ihre Kirchengemeinde haben nehmen lassen. Sie haben inzwischen die ersten Erfahrungen mit diesem Amt machen können. Manche Ernüchterung mag sich eingestellt haben, aber hoffentlich auch das Gefühl, etwas Sinnvolles und Zukunftsträchtiges für die Kirchengemeinde tun zu können.

#### ***- Treffen neugewählter Presbyterinnen / Presbyter***

Im Juni haben wir über die Presbyterien alle neu gewählten Presbyterinnen und Presbyter zu einer Veranstaltung eingeladen, um über den Aufbau unserer Kirche, aber auch über die Aufgaben in unserem Kirchenkreis sowie die komplizierte Finanzstruktur zu informieren. Das Echo war erfreulich groß.

Alle Dienststellen des Kirchenkreises waren vertreten und haben ihre Arbeit präsentiert. Die Teilnehmenden konnten wie bei einem Markt aussuchen, welche Informationen über welches Arbeitsgebiet sie im Besonderen interessiert. Wir haben uns an diesem Abend zu einer weiteren Veranstaltung verabredet, bei der dann in die Geheimnisse – oder schlichtweg gesagt – in die Systematik eines Haushaltsplans eingeführt

werden soll. Dieser Informationsabend wird am 16. November in der Matthäus-Kirchengemeinde stattfinden. Ich lade hierzu auf diesem Wege herzlich ein. Solche Veranstaltungen haben einen doppelten Nutzen: Sie tragen einem offensichtlichen Bedürfnis Einzelner auf umfassende Information Rechnung und können vor Ort entlasten, weil dort ein solches Unterfangen kaum leistbar ist.

### **- Regionalkonferenzen**

Einen anderen Charakter hatten die vier Regionalkonferenzen, die wir auf Beschluss der Kreissynode vom November 2003 im September und Oktober dieses Jahres angeboten hatten. Ziel sollte es sein, den Austausch der Gemeinden einer Region zu fördern, die Zusammenarbeit zu stärken und Vernetzungen zu initiieren. Ganz im Sinne von Herbert Lindner, der uns bei unserer Struktursynode im Sommer letzten Jahres ins Stammbuch geschrieben hatte, doch bitte nicht nur den eigenen Kirchturm zu pflegen, sondern ihn zu besteigen, damit der Blick sich weitet.

Es waren durchweg gute Erfahrungen, die wir gemacht haben, auch wenn insgesamt festgestellt werden muss, dass die Region als Handlungsfeld von Kirche noch kaum im Blick der Gemeinden ist. Vielmehr ist zur Kenntnis zu nehmen, dass für viele die eigene Gemeinde schon „Region“ ist, weil sie sich aus vielen Teilen bzw. Dörfern zusammensetzt. Hinzu kommt, dass die Region noch nicht erkannt wird als etwas, was die eigene Arbeit entlasten und bereichern kann, sondern noch scheint die Region verstanden zu werden als etwas, was zusätzlich zu bewältigen ist zu all dem anderen, mit dem man eh schon bis an den Rand und oft darüber hinaus ausgefüllt ist.

Ich denke, wir sollten die zarten Pflänzchen, die vorhanden sind, begießen und geduldig warten, bis hier etwas wachsen kann. An der Notwendigkeit zu einer stärkeren regionalen Vernetzung unserer Arbeit habe ich keinen Zweifel.

### **- Prädikantinnen / Prädikanten**

Zuwarten können wir allerdings keineswegs in einer anderen Frage. Ich bin der Meinung, dass wir dringend initiativ werden müssen, um für die Ausbildung zum Prädikanten / zur Prädikantin – wie das nun so schön heißt – in unseren Gemeinden zu werben. Die letzte Landessynode hat noch einmal die Bedeutung dieses Dienstes für den Verkündigungsauftrag unserer Kirche heraus gestellt. Leider entspricht in unserer Region der Bedeutung dieses Amtes nicht die Zahl derer, die es ausüben. Nur noch sechs Prädikantinnen / Prädikanten stellen sich dieser Aufgabe, da einige, die über Jahrzehnte treu ihren Dienst verrichtet haben, durch Erreichen der Altersgrenze ausgeschieden sind.

Das ist zum einen schade aus grundsätzlichen Erwägungen, weil wir den Reichtum, den diese Personengruppe für die Verkündigung einbringen kann, nicht nutzen, aber es ist auch schade aus ganz praktischen Überlegungen, weil wir durch Reduzierungen von Pfarrstellen und mittelfristig zu erwartenden Vakanzen durchaus darauf angewiesen sein werden, dass auch die ehrenamtlich Ordinierten sich verstärkt in den Verkündigungsdienst mit einbringen.

Ich fände es gut, wenn wir eine koordinierte Aktion über die Gemeindebriefe, aber auch über persönliche Ansprache, in Absprache mit dem landeskirchlichen Beauftragten, versuchen würden, um so eventuell für den Südrhein eine eigene Ausbildungsgruppe bilden zu können. Ich denke, das müsste im Interesse einer jeden Gemeinde liegen. Und deshalb rechne ich mit Ihrer Unterstützung.

### **- Visitationsberatung**

Die Schließung des Predigerseminars zum 01.01.2004 hat vielfältige – für uns durchaus negative – Konsequenzen. Eine davon ist die, dass uns die Visitationsberater (bisher waren es nur Männer) auszugehen drohen.

Die Dozenten wie Demmer, Greven, Hahn haben sich hier besondere Verdienste erworben. Nun steht nur noch Klaus Hahn zur Verfügung. Der Kreissynodalvorstand hat das Problem erkannt und auch schon mit der Gemeindeberatung in Düsseldorf Gespräche geführt, um hier möglichst bald eine Lösung zu finden; etwa so, dass Kollegen und Kolleginnen aus den Nachbarkirchenkreisen, die über die Ausbildung zum Gemeindeberater / zur Gemeindeberaterin verfügen, bei uns tätig werden. Wir hoffen, hier bald einen konkreten Vorschlag unterbreiten zu können.

### ***- Predigerseminar***

Zum Stichwort Predigerseminar sei angemerkt, dass es in quasi letzter Minute gelungen ist, dieses Haus in kirchlichem Eigentum zu halten. Die Kirchliche Altenhilfe und Krankenpflege hat das Haus für ihre Zwecke erworben. Wir sind sehr zufrieden mit dieser Entwicklung, insbesondere wenn man bedenkt, dass ganze Generationen von Theologinnen und Theologen in Bad Kreuznach ausgebildet und geprägt worden sind.

### ***- Sonntagsgruß / Glaube und Heimat***

Endete mit dem 1. Januar durch Schließung des Predigerseminars ein für die rheinische Theologinnen- und Theologen-Ausbildung wichtiges Kapitel, so wurde mit gleichem Datum ein anderes neu aufgeschlagen. Seit Beginn des Jahres erscheint der Sonntagsgruß / Glaube und Heimat in neuer Gestalt. Inhalt und Form sind völlig überarbeitet worden. Eine größere Nähe zu den Gemeinden, Werken und Einrichtungen der beteiligten Kirchenkreise ist entstanden. Der Sonntagsgruß / Glaube und Heimat hat sich in den wenigen Monaten seither als die einzig verbliebene evangelische Wochenzeitung im Bereich der Ev. Kirche im Rheinland bewährt.

Richtig ist, der Nordrhein unserer Kirche ist noch etwas weiter weggerückt, dafür kommt uns das Saarland etwas näher. Die Bewährungsprobe

für den Sonntagsgruß / Glaube und Heimat steht noch aus. Nach zwei Jahren wird überprüft werden, ob die auf 5 Jahre befristeten Zuschüsse der Landeskirche weiter gewährt werden sollen. Dafür sehe ich gute Chancen. Insgesamt aber müssen wir weitere große Anstrengungen unternehmen, damit die Abonnentenzahlen möglichst nicht nur gehalten, sondern signifikant gesteigert werden können. Dann wird Glaube und Heimat in exakt 20 Jahren hoffentlich auch noch das 100ste Jubiläum seines Erscheinens feiern können.

### **- Jubiläen**

Auf 400 Jahre mehr kann die Schloßkirche in Meisenheim verweisen. Seit 500 Jahren ist sie das Wahrzeichen der Stadt und Ort der Begegnung mit dem Evangelium. Die Gemeinde hat ein riesiges und bewundernswertes Festprogramm, verteilt über das ganze Jahr, zusammen gestellt. Ein Höhepunkt war sicherlich der Besuch des Präses im Gottesdienst der Gemeinde am 20. Juni. Hier hätte ich mir allerdings eine etwas größere Beteiligung und Bekanntmachung im Kirchenkreis gewünscht. Man stelle sich vor, der Bischof von Trier besucht eine Gemeinde seiner Diözese. Ihm wäre die Aufmerksamkeit aller gewiss. Kommt dagegen der oberste Repräsentant unserer Kirche, dann nimmt kaum jemand Notiz. Sicherlich hat es einen gewissen Charme, dass wir Protestanten eine gesunde Skepsis gegen „die da oben“ pflegen, doch als Repräsentant der Zusammengehörigkeit in dieser einen evangelischen Kirche im Rheinland wünschte ich dem Präses eine etwas größere Aufmerksamkeit über den engen gemeindlichen Rahmen hinaus.

Zwei weitere Kirchen wurden unter großer Beteiligung der jeweiligen Gemeinden gefeiert: Die Kirche Merxheim blickt – frisch renoviert und mit erneuertem historischem Taufstein ausgestattet – auf 130 Jahre nach ihrer Zerstörung durch einen verheerenden Brand zurück und die Kirche in Bretzenheim bringt es nunmehr auf 50 namenlose Jahre. Dies aller-

dings soll sich jetzt ändern. Schön, dass in beiden Fällen die Gemeindeglieder sich intensiv eingebracht und somit deutlich gemacht haben, dass die Kirche ins Dorf gehört und mithin den Menschen wichtig ist.

Schließlich sei noch auf ein weiteres Jubiläum verwiesen. Auch wenn nur 25 Jahre seit der Gründung vergangen sind, so ist dies für eine Einrichtung wie das Bodelschwingh-Zentrum eine lange Zeit. Viel ist in diesen Jahren passiert. Noch viel mehr hat sich in Konzeption und Arbeitsweise verändert. Das Zentrum versteht sich als Teil der Stadt und öffnet sich zur Stadt, was die gemeinsame Aufgabe von Einrichtung und Kirchengemeinde, nach immer neuen Möglichkeiten der Zusammenarbeit Ausschau zu halten, um so dringlicher macht.

#### *- von Personen*

Schließlich möchte ich von Personen berichten, die wir begrüßen konnten oder verabschieden mussten.

Veränderungen durch die Presbyteriumswahlen für unsere Kreissynode halten sich in Grenzen. Lediglich 13 Synodale nahmen ihre Arbeit im Sommer neu auf. Diejenigen, die uns langjährig begleitet haben, hat der Kreissynodalvorstand für heute gesondert eingeladen, um ihnen an dieser Stelle noch einmal zu danken für ihre Mühewaltung und ihr Engagement. Ausgeschieden aus unserem Kreis sind darüber hinaus

- Herbert Wächter, der langjährig den gemeinsamen Schulausschuss geleitet hat,
- das Ehepaar Greven, das es nunmehr an den Niederrhein verschlagen hat sowie
- der Leiter des Ev. Erwachsenenbildungswerks Rheinland-Süd, Herr Pfarrer Peter Weiss,  
und nicht zuletzt
- hat Klaus Hahn seinen aktiven Dienst für unsere Kirche beendet. Mit seiner Verabschiedung ist das Kapitel Predigerseminar in Bad Kreuz-

nach endgültig zu Ende gegangen. Klaus Hahn hat Generationen junger Theologinnen und Theologen geprägt. Ich bin sehr froh, dass er mit seinen großen Erfahrungen uns weiterhin zur Verfügung steht.

Allen, die nunmehr in eine andere Lebensphase eingetreten sind, wünschen wir von Herzen Gottes Segen.

Neu begrüßen konnten wir

- Gunnar Krüger als Pfarrer in Meisenheim in der Nachfolge von Günther Lenhoff.
- Ebenfalls in Meisenheim hat die Pastorin i. S., Frau Heike Gluth, ihre Arbeit als Schulseelsorgerin im Paul-Schneider-Gymnasium aufgenommen.
- Und ordiniert haben wir in diesem Jahr im Mai das Pfarrerehepaar, Frau Pfarrerin Martje Mechels und Herrn Pfarrer Holmfried Braun, sowie Herrn Pfarrer Sebastian Kost und am 31. Oktober Frau Pfarrerin Claudia Schulz.

Wir wünschen den Genannten von Herzen, dass sie immer wieder die Erfahrung machen können, dass Gott mit ihnen ist auf ihrem Weg!

Hohe Synode,

ich komme zum Schluss. Auch heute gilt, dass vieles von dem, was das Leben in unseren Gemeinden und im Kirchenkreis ausmacht, nicht erwähnt werden konnte. Dafür ist das gemeindliche Leben – Gott sei Dank – viel zu vielfältig und bunt. So verweise ich wiederum auf die Berichte aus den verschiedenen Arbeitsbereichen. Und wenn auch diese Berichte wiederum nur einen kleinen Ausschnitt vom Leben im Kirchenkreis An Nahe und Glan liefern können, so scheint in ihnen dennoch etwas davon auf, was uns als Kirche Jesu Christi ausmacht. Wir wollen den Menschen

nahe sein und wollen ihnen nachzugehen versuchen. Deshalb gebührt allen, die daran mitwirken, unser aller Dank.

Ich danke denen, die mich auch in diesem Jahr getragen haben, im Besonderen den Mitgliedern des Kreissynodalvorstandes. Wir diskutieren intensiv miteinander, ringen um Lösungen und wissen uns doch jederzeit verbunden.

Ich danke insbesondere Frau Decker-Huppert und Herrn Moritz für ein wirklich vertrauensvolles Miteinander.

Ich danke den Menschen, die uns zuarbeiten: im Büro Frau August, Frau Kirsch, und natürlich – stellvertretend für all die andern – Herrn Hein als dem Amtsleiter.

Von Herzen bitte ich, dass man mir nachsieht, wo ich gefehlt und nicht genügt habe. Ich hoffe auf Neuanfänge im Geiste Jesu Christi.

Die Tageslosung für den heutigen Tag deutet Aufbruch, Verheißung und Bewahrung – gerade in offenem Gelände – an. „Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde in ein Land zu ziehen, das er erben sollte. Und er zog aus und wusste nicht, wo er hinkäme.“ (Hebr. 11, 8). Auch wenn wir oft nicht wissen, wohin wir geführt werden, so dürfen wir im Glauben gewiss sein, dass Gott bei uns ist und mit uns geht. Darauf lassen Sie uns unser Vertrauen setzen!

Hartmut Eigemann